

# Allein zu Hause

Autor(en): **Meyer, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 5

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662423>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

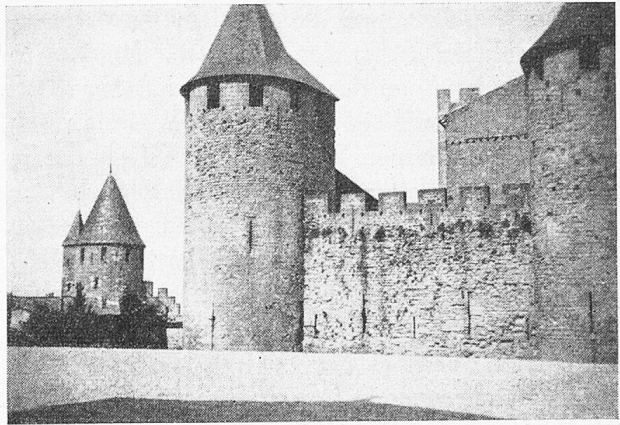
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

doch die Stadt noch eine zweite, mehrere Meter dicke Ringmauer mit Wehrgängen, wie man sie bei uns wohl nirgends so gut erhalten sehen kann! Und das alles lebt organisch in unserer heutigen Zeit weiter, so selbstverständlich für den Bewohner, dass es uns kaum glaubhaft scheint.

Das Sehen und Entdecken nimmt erst am Abend ein Ende. Noch einmal nehmen wir die gute Küche unseres fürstlichen Hotels in Anspruch und reisen am andern Tag, eine wunderbare und seltsam berührende Erinnerung mit uns nehmend, über die ratternde Zugbrücke Richtung Atlantik weiter.

fk



## Allein zu Hause

Ungestüm zauste der Sturm in den Kronen der Bäume, und der Wind fuhr als pfeifendes Element dazwischen, als wollte er die schon ohnedies rasenden Naturgewalten noch mehr in Bewegung setzen. Dunkel und schwer hing die Nacht am Himmel, kalt und erbarmungslos bogen sich Sträucher und Bäume unter dem Drucke des Orkans. So richtig unheimliches Wetter, um alleine zu Hause zu sein, dachte ich und schaute nachdenklich hinaus in das nächtliche Treiben. — Meine Eltern waren diesen Abend eingeladen und konnten, trotz meines inbrünstigen Bittens, heute abend zu Hause zu bleiben, nicht absagen. So sass ich denn da in dem Lehnstuhl, und die treuen Augen meines einzigen Beschützers, Falk, ruhten so sicher und ermutigend auf mir, als wollten sie mir sagen: «Ich bin bei dir, Sorge dich nicht.»

Nach einiger Zeit erhob ich mich und ging leisen Schrittes in meines Vaters Bibliothekszimmer. Dort war meine Welt, meine so unendlich grosse Bücherwelt, in der ich so schön und wundersam leben und träumen kann, so dass man alles um sich her vergisst.

So versank mein Geist an jenem Abend wieder in meine geliebten Bücher, und ganze Gestalten, Berge, Landschaften türmten sich vor mir auf, und diese herrlichen Bilder der Phantasie wollten nicht enden. — Aber plötzlich zuckte ich jäh zusammen; irgend woher hatte ich Schritte vernommen. Ganz leise, aber doch für ein menschliches Ohr vernehmbar, musste der Schall von der grossen Glasveranda hergekommen sein. Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich zur Erkenntnis kam, dass ich den von meiner Mutter erhaltenen

Auftrag, die äusseren Türen der Veranda abzuriegeln, nicht befolgt hatte. — Dunkle Ahnungen stiegen in mir auf, und unter all den bunt durcheinander gewürfelten Gestalten, die mir durch den Kopf stürmten, sah ich plötzlich ganz deutlich die drei dunkelhäutigen Zigeuner und die vielen kleinen braunen Knirpse, die sich trotz Verbot im Eichenwäldchen angesiedelt hatten und in der Umgebung ihr Unwesen trieben. Und gar zu komisch kam mir vor, dass Falk, der Hund, den ich in meinem Zimmer liess, keinen Laut von sich gab. Weiter konnte ich nicht denken, als mit leisem Drucke die Türe geöffnet wurde. Durch die Türspalte guckte ein runzliges Frauengesicht, umrahmt von nass-klebrigen Haaren. «Guten Abend,» klang es hohl, und zu meinem Erschrecken schob sich durch die Türe eine alte dürre Person. Starr und steif, als sei ich scheinot und könne nur hören und sehen, starrte ich das siebente Weltwunder an der Türe an. Die Füsse staken in groben Holzpantoffeln, und ein grauer Zwilchrock bekleidete sie. Am Arm hing ein grosser Korb, den eine Art Segeltuch überdeckte. Wie lange ich so gesessen, weiss ich nicht, auf alle Fälle, es dünkte mich unzählige Stunden. Plötzlich tat die Alte ihren Mund auf, und drei gelbe Stummel lachten mir entgegen. Wie aus weiter Ferne hörte ich die Worte: «Wo ist die Madame und der Herr, ich möchte . . .». Weiter hörte ich nicht. Wie mechanisch musste ich aufgestanden und mit lautem Aufschrei an der Alten vorbei zum Hause hinausgestürzt sein.

Es war heller Morgen, als ich erwachte und meine Mutter sich über mein Bett beugte. «Aber,

du Dummerchen, wie konntest du uns gestern Nacht solchen Schrecken einjagen. Dunkel erinnerte ich mich an das Vorgefallene. Aber meine Mutter lachte; als sie mein besorgtes Gesicht sah, setzte sie sich an mein Bett und erzählte mir die Geschichte von der Eierfrau. «Du weisst doch,» begann sie, «dass wir die Eier und den Käse von der alten Liese in Rauschenbach beziehen. Doch, dass du sie nie sahst bei uns, ist sehr gut möglich, da sie immer abends, wenn es eindunkelte, kam. Nun wollte es das Schicksal, dass die alte Liese gerade gestern ihre Eier abliefern wollte, als wir nicht zu Hause waren. Sie habe zweimal geläutet, aber niemand habe ihr geöffnet. Und da

sie wohl dachte, die Madame und der Herr würden bei diesem Wetter nicht ausgehen, habe sie halt die Verandatüre, die unverschlossen, benützt und sei dann in ein Zimmer gekommen, in dem ein Fräuleinchen sass, das plötzlich laut aufschreiend an ihr vorbeigerannt sei. So erzählte mir die Liese die Begebenheit», sagte meine Mutter, indem sie mir lächelnd über die Wangen strich.

Beschämt senkte ich die Augen und schwor mir, nie wieder so kindisch und unklug zu handeln. Doch wie eine Schnecke Schleim hinterlässt, wenn sie über ein Blatt kriecht, so hinterliess jene kleine Begebenheit noch lange einen dunklen Fleck in meinem Gedächtnis.

Felix Meyer

## Die Spend-Leute

Von Maria Dutli-Rutishauser

Einmal im Jahre geschah es, dass in das Haus meines Vaters die Armen der Gemeinde kamen. Er war damals Armenpfleger, aber da er oft längere Zeit von daheim fort war, besorgte unsere Mutter manche seiner Obliegenheiten. Gar die «Spende» teilte sie aus, auch wenn der Vater daheim war. Darum wohl ist uns Kindern die Erinnerung an jene Tage so wach geblieben.

Die «Spend» ist eine Stiftung, deren Zinse nach des Wohltäters Willen an arme alte Leute der Gemeinde verteilt werden müssen. Im Kirchenbuch steht genau der Tag, der vom Pfarrer ab der Kanzel verkündet und mit einem Gottesdienst in der Morgenfrühe eingeleitet werden muss. Wer die «Spend» holen will, muss nirgends betteln gehen. Er nimmt einfach am Gottesdienste teil und kommt nachher ins Pflegerhaus, wo man die verfügbare Summe durch die Anwärter aufteilt.

So kamen denn am kalten Wintermorgen, wenn der Schnee knietief lag oder der Ostwind wie mit Messern schnitt, die armen Leute, kaum dass ein bisschen Helle über dem Dorfe lag. Zuerst war es immer die alte Bin, die in unsere warme, grosse Stube trat und guten Tag wünschte. Obschon Mutter doch ganz genau wusste, was die Frau mit dem breiten, grossen Gesichte wünschte, sagte diese Jahr für Jahr ihren Spruch auf, der uns Kinder stets neu interessierte: Sie stand gleich neben der Türe still, die grob beschuhten Füsse ordentlich auf den Teppich gestellt. Nie trug sie einen Mantel. Nur um Kopf und Hals war ein schwarzes, wollenes Tuch geschlungen. Wenn sie sprach, er-

schraken wir schier, denn ihre Stimme war tief und rauh wie die eines Mannes. Der Spruch, ohne Reim und doch irgendwie melodisch, ging ungefähr so:

«Well hüt Spend-Tag ist und ich e-n-arms Wiib bin, möchti um tuusigs Gottswille-n-ohalte, öb Er so guet wäred und mer 's Almose gäbed.»

Ihr Kopf zitterte dabei so heftig, dass sogar die Stimme davon erfasst wurde. Es war seltsam, wie die männlich-starke Frau ihre Haltung verlor. Aber wenn ihr die Mutter dann einen Stuhl anbot, liess sie sich gerne nieder und war auch gleich wieder beredt und forsch. Sie nahm das Geld, ohne es zu zählen und schrieb ihren Namen in grossen, schrägen Buchstaben auf den Bogen, der das Verzeichnis der Spend-Leute trug. Dann erzählte die Bin ein wenig von ihrem kalten, wackligen Häuschen, vom Sohn, der irgendwo im Schwabenland Melker war und die alte Mutter vergessen hatte. Derweil knüpfte sie die paar Franken in ihr Sacktuch. Dabei sahen wir, wie auch ihre Finger zitterten. Später einmal, als ich grösser war, hörte ich, die Bin trinke Schnaps und der bringe sie so herunter, dass sie oft tagelang zu keiner Arbeit taue. Damals aber waren wir voll Erbarmen mit der armen Frau, und unbedenklich hätten wir alle unsere Neujahrsbatzen gegeben.

Die Bin war noch nicht aus der Stube, wenn ihr Bruder, der Hanni, erschien. Die beiden lebten zusammen, doch war es ein offenes Geheimnis, dass sie sich nicht ausstehen konnten. Die Nachbarn